

# Die Zelle des

Nr. 15

Illustriertes Unterhaltungsblatt.

1908

## Ketten.

Roman von Heinrich Keller.

(Fortsetzung)

Freundlich lächelnd nahm Meß die Blumen in Empfang. Barte Nöte flog auf ihre Wangen. Ihr Groll und ihre Enttäuschung waren vergessen, und sie ließ es ruhig geschehen, daß Greifeneder ihre Hand zum Munde führte und sie dabei länger, als es unbedingt nötig gewesen wäre, festhielt und sogar recht innig drückte.

Alle waren heute beim Essen sehr gesprächig. Die kleine Hängelampe goß ihr heimliches Schimmerlicht auf dieses idyllische Familienbild auf die glücklichen, lustig gestimmten Menschen, die um den runden Speisetisch saßen und sich bei heiterem Gespräch recht wohl sein ließen. Wendel stieß mit Greifeneder an, Greifeneder mit Meß, Meß mit der Mutter.

Plötzlich fand Meß, daß im Zimmer „gar keine Luft“ sei, es wäre zum Ersticken. Greifeneder hatte ihr zu viel Bier und Wein aufgenötigt, und seine handgreiflichen Zärtlichkeiten ängstigten sie. Tief aufatmend trat sie ans Fenster, um auch dessen zweiten Flügel zu öffnen, und unwillkürlich mußte sie beim Anblick Brandows, der sich im Hofe mit Fanni lebhaft unterhielt, an Binderdenken. Dort, auf demselben Fleck, war er oft gestanden und hatte herübergesehen, still und nachdenklich seine Pfeife rauchend. . . .

Sie senkte auf. Als sie zum Tisch zurückkam, hörte sie, wie Greifen-

eder gerade ihrer Mutter widersprach. Sie solle sich nur darüber keine Sorgen machen, sagte er beschwichtigend, er habe es ja, Gott sei Dank.

Und er tue sich damit gar nicht wehe. Diese Kleinigkeit wäre nicht der Rede wert. Sein Einkommen erlaube ihm solche Dinge und noch mehr auch. . . . Meß sah, wie die Augen der Mutter leuchteten. . . . Und er könne sogar eine Frau aufs nobelste erhalten. Er sei ein vermöglicher Mensch, sagte er mit der selbstgefälligen mittelstimmigen Citerkeit der Trinker, und er habe von seinen Eltern auch noch etwas zu erwarten, die eine schuldenfreie Wirtschaft bei St. Pölten betreiben.

Frau Wendels Augen wurden immer größer. Sie verschlangen jedes der Worte Greifeneders, und ihr war es, als ob sie in schwindelnde Höhen emporgehoben würde. Das Herz klopfte ihr laut, und eine freudige Unruhe fuhr in sie, als müßte sie im nächsten Augenblick aufspringen und Greifeneder, ehe er sich vielleicht überlegte, sagen, er könne ihre Tochter zur Frau haben.

Greifeneder, der nun einmal im Reden war, prahlte jetzt mit seinen noblen und einflussreichen Bekanntschaften, die es ihm jederzeit möglich machten, auch eine politische Rolle zu spielen, wenn er nur dazu Lust hätte. Bei diesen Worten legte der alte Wendel plötzlich die Zigarre weg und starrte mit weit aufgerissenen Augen auf Greifeneder, mit einem Gesichtsausdruck, der deutlich verriet, welche Erleuchtung jetzt



Eine spannende Erzählung. Nach dem Gemälde von A. Kisseleff.

über das träge Gehirn des Säufers gekommen war. Sein Mund war offen, der Arm ausgestreckt, der Blick erwartungsvoll gierig.

Er wollte Greifeneder ins Wort fallen, doch die Aufregung nahm ihm die Sprache. Greifeneder bemerkte das alles nicht. In der angeregten Stimmung, in der er sich befand, goß er ein ganzes Glas Wein auf einmal hinunter und rief dann mit scharfer Befehlsstimme nach Frau Thomas, die sofort mit gemacht zapplicher Geschwindigkeit heranschoß und sich nach den Wünschen des „gnä Herrn“ erkundigte.

Stumm reichte er ihr die leere Weinflasche und drückte ihr mehrere Münzen in die Hand, mit einer nachlässigen Fingerbewegung nach abwärts, die ausdrücken sollte, daß der Rest ihr gehöre.

Ja, seine Frau würde es gut haben, fuhr er fort, und seine glänzenden, listernen Augen suchten Nefis Blick aufzufangen. Zu arbeiten brauchte sie gar nicht, die Dame könnte sie spielen, sich ein Dienstmädchen halten und schöne Kleider tragen und sogar hier und da an einem Feiertag mit ihm in einem „feinen Zengal“ in den Prater fahren. „Was meinen S', Fräul'n Nefi,“ rief er plötzlich, „wenn wir am nächsten Sonntag in Prater fahren täten, gleich morgen, morgen is ja Sonntag, net? — wir alle, wie wir da sitzen?“

Er legte seine heiße Hand auf ihre. Nefi inhr zusammen. Durch seinen Zurs hatte er sie aus ihren Gedanken gerissen, in die sie gerade vertieft war. Alles, was er da gesagt, hatte sie schmeichlerisch umkreist und gelockt, und dann war es ihr vorgekommen, daß es sich in der Tat so verhielt, daß sie eine feine, elegante Dame war, und es hatte ihr wohlgetan, ihre eigene Herrin zu sein und nicht wegen jeder Kleinigkeit die Eltern schimpfen zu hören und —

Fest schloß sich Greifeneders Hand um ihre. Sie fühlte das ungestüme, rebellische Pochen in seinen Adern, wie Welle auf Welle stürmisch daherkam und an ihre Hand schlug. Und ohne ihn anzusehen, wußte sie, daß sein Blick verlangend auf ihrer Gestalt ruhte, sie fühlte die Glut, die von seinen Augen ausging und sich brennend heiß auf ihren Körper legte. Sie erzitterte, und mit einem plötzlichen Ruck zog sie ihre Hand zurück. Doch sie wagte es nicht, ihm ins Gesicht zu sehen, und sie hatte auch nicht den Mut zu widersprechen, als die Eltern beide zugleich Greifeneders Frage rasch für eine wirkliche Einladung annahmen und erklärten, daß sie natürlich „so frei“ wären, wenn er es haben wollte.

Nun wurden unter großer Spannung der Gesellschaft alle Einzelheiten besprochen. Auch Nefi, die bisher verträumt dageessen hatte, beteiligte sich jetzt mit lebhaftem Interesse an den Vorbereitungen zur morgigen Fahrt. Im Fiaker fahren, so rasch durch den Prater saufen, daß der Staub aufflog und die Leute entsetzt zur Seite sprangen, daß einem die Haare im Wind vor den Augen flatterten und das Herz halb vor Angst, halb vor freudigem Entzücken in der Brust pochte — hei, das mußte ein Genuß sein, um den sie bisher nur andere beneidet hatte, wenn sie zu Pfingsten die weißgekleideten Firmlinge so an sich hatte vorbeizjagen gesehen, daß die Gummiräder sich wie im Fluge herumdrehen und ihr die Kotspritzer ins Gesicht schleuderten. . . .

Um drei Uhr wurden sie von Greifeneder abgeholt. Er trug heute einen eleganten Sommeranzug, in dem seine gut gebaute Gestalt besonders zur Geltung kam, neue, faltenlos sitzende funkelndgelbe Schuhe, leichte Handschuhe, eine feine Krawatte, in deren zierlichem Knoten ein blitzender Diamant steckte, und einen Panamastrohhat, dessen breitausladende, auf einer Seite umgelegte Krempe dem hübschen, glattrasierten und gesundroten Gesicht einen unternehmenden Ausdruck verlieh. Die Augen

leuchteten im selbstbewußten Stolz seines Kraftgefühls, und die vollen Rippen umspielte ein hoffnungsfrohes Lächeln. Mit Wohlgefallen sah Nefi, wie geschmeidig und sicher seine Bewegungen waren und wie vornehm sich die Hülfefalten an den Hüften ausnahmen.

Sie selbst trug dasselbe Kleid wie das vorige Mal, das einzige, das sie für Sonntage hatte. Der Vater hatte die Eleganz seiner äußeren Erscheinung dadurch zu heben versucht, daß er die Hände in weiße Zwirnhandschuhe gesteckt und die gelben Schuhe genommen hatte, seinen Stolz, die er immer anzog, wenn er großen Staat machen wollte. Im Verein mit dem großmächtigen, bauchigen Zylinder und dem spiegelglänzenden, schwarzen Bratenrock mit weitansgeschnittener Weste, aus der ein zerknittertes, angeblich weißes Hemd hervorsah, waren die gelben Schuhe in der Tat ein auffallendes und hervorstechendes Kleidungsstück.

Auch die Mutter hatte sich für die Wagenfahrt elegant gemacht und zu ihrer gewohnten Kleidung einen schwarzen Schleier genommen, unter dem ihr kleines, mageres Gesicht vor Hitze und Aufregung glühte.

Draußen stand der vornehm aussehende, „nummerierte Gummiräder“. Das Innere war mit hellbraunem Nesselleder ausgeschlagen. Der Kutscher sprang dienstfertig vom Bock und grüßte Greifeneder mit untertäniger Höflich-

schnitt längs des Wienflusses. Der Kutscher hieb in die Pferde, und die Tiere jagten in gestrecktem Galopp durch die fast menschenleere Straße, auf der glühende Mittagssonne lag. Nefi fühlte sich so unsicher, und es schwindelte ihr derart, daß sie sich gar nicht traute, auch nur ein Wort zu sprechen. Mit angehaltenem Atem ließ sie zwischen den Eltern eingeklinkt, zum Teil auf deren Schoß, und es war ihr, als müßte sie jeden Augenblick zur Seite geschleudert werden. Ihre Hände suchten nach einem festen Halt. Greifeneders Kniee stießen an ihre. Es durchzuckte sie seltsam bei dieser Berührung; sie wußte nicht, war es trotziger Widerwille oder ein prickelndes Gefühl des Behagens. Durch seine und ihre Kleider spürte sie die Wärme, die von seinem Körper ausging. Einen Augenblick hatte sie die Empfindung, als wenn sie zurückweichen und seiner unheimlichen Glut entfliehen müßte. Doch sie konnte sich nicht rühren, jede Bewegung kam ihr gefährlich vor. Nur ergriff er ihre beiden Hände und hielt sie fest gleichsam um ihr Schutz zu bieten. Sie ließ es ruhig geschehen. Die Mutter lächelte zufrieden, der Vater machte ein würdevolles Gesicht bei dem Einverständnis.

In langsamem Tempo bog der Wagen auf den Ring, leicht schaukelnd glitt er nun dahin, in gleichmäßigem, elegantem Trab floge die Pferde über das Pflaster. Jetzt fühlte sich Nefi behaglicher. Sie sah nicht mehr so unsicher, und überdies machte es ihr Vergnügen sich von den vielen Leuten anstauen zu lassen.

Sie fühlte etwas wie Dankbarkeit gegen Greifeneder und erwiderte in dieser gehobenen Stimmung den leisen, flüchtigen Druck seiner Hand. Glückselig lächelnd sah sie ihm in die Augen, als er ihr sein sonnebeschienenes, männlich schönes Gesicht zuwandte. Die Fahrt kam ihr wie ein Triumphzug vor. Sie und da sah sie die Leute stehen bleiben und ihnen nachblicken. Sie wußte, daß es nur ihr allein galt und war stolz darauf. Die Sicherheit, mit der sie im Wagen saß, stieg. Jetzt hätte man sie schon für eine Dame der vornehmen Welt halten können, die gerade die Lanze gehabt hatte, sich einfach anzuziehen und einem spießbürgerlichen alten Ehepaar, vielleicht Verwandten aus der Provinz, Wien zu zeigen.

Der Wagen rollte weiter, an den hohen Palästen und den vielen Menschen vorbei, an dem dichten, in der Sonne blinkenden Grün des Stadtparks vorbei über den Donaukanal, an dessen dunkeltrübem, schweißsamem Wasser sich der spiegelnde Widerschein der Sonne leicht schaukelte. Laut hallte es auf der hölzernen Brücke, klatschend schlugen die Hufe auf, als sie wieder Steinpflaster unter sich hatten.

Auf dem „Praterstern“ vor der Legethofsäule stauten sich die Wagen. Von allen Seiten strömten die Menschen in den Prater, fuhr lange Reihen von Strakenbahnwagen, schossen die Automobile rasch wie ein Blitz vorbei, drängten und schoben die Leute in ewiger Angst um dem lebensgefährlichen Gewirr zu entfliehen und wieder den sicheren Gehweg unter den Füßen zu haben.

Der Kutscher hob die Peitsche in die Höhe ein Zeichen zum Stillstehen für die Nachfolgenden. Lange dauerte die Pause, und Nefi hatte nun Zeit, mit mitleidigem Blick die armen Fußgänger zu mustern, die in der glühenden Hitze dem Prater zuwanderten. Rasch hatte sie sich in die Situation hineingefunden und sah ebenso stolz und selbstbewußt auf die Menschen herab, wie sie es schon oft mit Herger an anderen beobachtet hatte.

Endlich konnten sie den Bahnviadukt passieren, und mit freudigem Gewieher schossen die durch das Warten ungeduldig gewordenen Pferde pfeilschnell über die glatte Fahrbahn dahin, unter leichtem, rhythmischem Geclapper

### Abendandacht.

Träumender Friede  
flüstert im Riede,  
Leise und lind  
Koset der Wind.  
Raunendes Dunkel . . .  
Sternegefunkel . . .  
Schluchzend erwacht  
Schnfucht und Nacht. —

Max Bessel.

keit, während er der Wendelschen Familie vertraulich zunickte. Nach vielem Hin- und Herprobieren, wobei die Eltern und Nefi trotz der lustigen Situationen, in die sie gerieten, furchtbar ernst und würdevoll dreinsahen, wurde endlich eine passende Sitzordnung gefunden, die Eltern im Fond, Nefi zwischen ihnen und Greifeneder auf dem Rücksitz.

Vor dem Tor waren alle Hausbewohner versammelt und grüßten zum Abschied, Frau Thomas mit fortwährenden Rücklingen, Frau Wondraschek mit neidsprühenden Blicken und einer hämischen Grimasse um den verknickten Mund, Fanni mit schmachtenden, träumerischen Augen, auch Krall, freundlich winkend, mit einem gutmütigen Ausdruck in seinem ehrlichen Kinder Gesicht. Frau Wondraschek stieß die Hausmeisterin verstoßen in die Seite, worauf Frau Thomas zustimmend nickte und der Gesellschaft ein lautes: „Rück d' Sand! Gute Unterhaltung!“ zurief.

Der Kutscher schnalzte mit der Zunge, strich mit der Peitsche leicht gegen den Bauch der Pferde, und im nächsten Moment rollten die Gummiräder lautlos über das Pflaster. Man hörte nur das scharfe, gleichmäßige Auftrappen der Hufe.

Nefi staunte, wie ganz anders die Stadt ausah, wenn man sie vom Wagen aus betrachtete. Wie fremde, neuartige Bilder tauchten alle diese bekannten Gegenden vor ihr auf und verschwanden ebenso rasch vor ihren verwunderten Blicken. Sie fuhr an den prächtigen Palästen der Wienzeile vorbei, zu ihrer Rechten brauste gerade ein Stadtbahnzug im tiefen Ein-

der Hufe. Es gab heute nicht mehr viel fahrendes Publikum im Prater, die größere Mehrzahl weilt schon in den Sommerfrischen, und so konnte der Kutscher auf Greifeneders Geheiß die Tiere ausgreifen lassen und in einem rasenden Tempo die Mäe hinunterjagen. Die Pferde schienen kaum den Boden zu berühren. Alle Wagen, die vor ihnen fuhren, holten sie ein. Kesi fand das entzückend. Mithlend strich ihr die windbewegte Luft über die heißen, glühenden Wangen und wehte ihr die flatternden Haare ins Gesicht.

So war es nur einmal vor fünf Jahren bei ihrer Firmung gewesen, erinnerte sich Kesi. Das erste und letzte Mal in ihrem Leben, daß sie in einem Wagen gefahren war, bis heute. Damals hatte die Frau Godl - sie war schon tot - ihr nach der Firmung ein silbernes Zweiaugenstück zum Geschenk gemacht und dann mit ihr eine Praterfahrt unternommen.

Greifeneder neigte sich zu Kesi und fragte, seine Hand auf ihre legend, ob sie noch einmal umkehren oder jetzt „im Lusthaus“ eine Pause nehmen wolle. Er glaube, es wäre das Beste, sie führen noch einmal hinunter und zurück und lehrten erst dann ein. Kesi nickte mehrmals hintereinander und sah ihn mit einem sprechenden Blick an. Er lächelte ihr zu, und sie blinzelte als Antwort mit den Augen.

Nun erhob sich Greifeneder von seinem Sige, klopfte dem Kutscher auf die Schulter und sprach mit ihm einige Worte. Er stand ganz fest im Wagen, ohne zu schwanken. Bei der leichten Drehung, die er ausgeführt hatte, sah Kesi, wie muskulös er war. Unter dem dünnen Sommeranzug zeichnete sich der kräftige Bau seines Körpers deutlich ab. Ein schöner Mann, dachte sie. Sie bemerkte auch, mit welchen bewundernden Blicken ihn die vorüberfahrenden Damen ansahen, wie er so dastand, elegant und stattlich und fest im Gleichgewicht.

Sie machten die Fahrt noch einmal, wieder in raschem Fluge an den Wäldern vorbei, durch deren dichtes Laub die Sonne verstoßen hineinglitzte und in denen einsame Liebespärchen dahinschliefen, vorbei an den vielen Menschen, an den Gast- und Kaffeehäusern, aus denen wieder laute Musik drang, die lange Hauptallee hinunter und wieder zurück in gestrecktem Galopp, daß der Wind lustig ins Gesicht blies und die Wälder wie durch ein Zauberwerk emporstanken und rasch wieder versanken.

Endlich stiegen sie aus. Kesi wankte, als ihr Greifeneder beim Absteigen die Hand reichte. Die Mutter benahm sich sehr ungeschickt, verding sich in ihren Röcken und konnte das Trittbrett nicht gewinnen. Beinahe wäre sie ausgerutscht und der ganzen Länge nach dazugelegen, wenn Greifeneder sie nicht noch im letzten Moment umfaßt, aus dem Wagen gehoben und auf die Erde gestellt hätte.

Mit verächtlicher, spöttischer Miene hatte Herr Wendel die unbeholfenen Anstrengungen seiner Frau beobachtet. Nun wollte er zeigen, wie gut er's verstand. Mit sicherer Würde erhob er sich im Wagen und stieg in der Weise aus, wie man's bei einem Leiterwagen macht. Er drehte sich um und krabbelte sich, das Gesicht dem Wageninneren zugewendet und den breiten stumpfen Rücken der Gesellschaft zeigend, mühevoll heraus, ächzte und stöhnte, wie bei einer schweren Arbeit, und seine Beine baumelten und zappelten hilflos in der Luft herum, ehe sie das Trittbrett fanden. Von hier aus sprang er aber, um sich nicht spotten zu lassen und seine Erfahrung beim Fuhrwerk zu zeigen, mit einem Satz auf beiden Füßen zugleich nach rückwärts, doch unglücklicherweise so kräftig, daß er seine ahnungslos dastehende Frau umwarf und Greifeneders ganz neue gelbe Schuhe samt den in ihnen steckenden Füßen umsehbar zu einem Brei zertreten hätte, wenn Greifeneder nicht noch zur rechten Zeit zur Seite gedrungen

wäre. Freilich, die Schönheit der gelben Schuhe war unwiederbringlich verloren. Die flüchtige Verührung mit Wendels Fußbekleidung hatte in jeden von ihnen graue Schmutzflecke eingedrückt.

Greifeneder wußte nicht, wo er zuerst zugreifen sollte. Nachdem er Herrn Wendel, dessen Gleichgewicht durch den kühnen Sprung nach rückwärts in Erschütterung geraten war, wieder zu einer festen Stellung verholfen hatte, richtete er die zu Tode erschreckte Frau Wendel auf, reinigte sie vom Staub und wandte dann seine Bemühungen der völlig erschöpften und am ganzen Körper zitternden Kesi zu. Er richtete ihr ritterlich den Arm, den sie dankbar annahm, denn es wirkte ihr von der langen Fahrt im Kopf herunt, und die soeben ausgestandene Angst hatte sie ganz schwindlig gemacht.

Ihn selbst schmerzten zwar seine wundgetretenen Beine, doch er ertrug es geduldig. Da er Kesi am Arm führen durfte, gab es für ihn nichts, was sein Glück hätte trüben können.

(Fortsetzung folgt)

## Warum der Elefant seinen Rüssel hat.

Von Wilhelm Köllhe.

Den Ruf der Volkstümlichkeit haben in unseren zoologischen Gärten die Tiere, die gleichsam auf ein einziges Erkennungswort hören; in der Masse all der Vestien fremdartigsten Ursprungs ist beliebt, was auch der Laie gleich kennt. Das Kamel hat seinen Buckel, das Manarub hüpf auf den Hinterbeinen, das Zebra ist gestreift, der Löwe trägt seine Mähne. Beim Elefanten ist es der Rüssel, der untrüglich wirkt. Es gibt allerlei Tiere, die eine Neigung zur Rüsselbildung haben; das Schwein lenkt schon dahin, beim Tapir ist er auffällig, eine große Mobbe heißt nach ihm der See-Elefant, eine niedliches Beuteltier, der Larfines, der wie ein Kolibri Honig aus den australischen Blüten saugt, besitzt ihn, und so fort. Aber bei keinem ist er so populär, so sprichwörtlich geworden wie beim Elefanten, und das mit Recht. Nicht nur an sich ist er hier länger als irgendwo sonst, sondern er wirkt besonders, weil er dem imponierendsten Koloss unter allen Landtieren hier angehängt ist. Durch seinen zierlichen, beweglichen Greifrüssel, der schnobernd durch das Gitter kommt, ein Zuckerstück elegant durch die Luft entführt und bei der entsprechenden Dressur den Griff eines Musikinstruments so geschickt dreht wie eine zarte Minderhand, kommt in den Mienen etwas Humoristisches. Er, von dem man meint, er müsse mit brutaler Kraft alles niedertrampeln, um zu seinem Recht zu kommen, bietet ein bettelndes Kinderpäschen in Gestalt seiner unnützig verlängerten Oberlippe und Nase dar, dessen nervös feine Bewegungen sofort auf einen sehr entwickelten Geist schließen lassen. Schaut man genauer zu bei einem der dressierten Elefanten unserer Tiergärten, so merkt man freilich, daß es auch mit den groben Trampelbeinen nicht so echt ist. Auch mit den Beinen ist dieser Koloss ein wahrer geborener Zirkuskünstler, der das Unmögliche möglich macht, ohne zu Falle zu kommen. Ich erinnere mich eines Brachtanblicks aus dem Wiener Zoologischen Garten, wie ein Elefant durchaus von einem Baum, der ein ganzes Stück hinter seinem Gitter stand, einen Blätterzweig haben wollte, wie er zuerst mit den Vorderbeinen auf der mittleren Eisenstange des Gitters sich hochrichtete und dann plötzlich die Hinterbeine auch auf die Stange nachzog und so einen Moment als unglaublicher Turner ganz oben schwebte, wobei der Rüssel jetzt wirklich den Ast packte und mit einem Ruck losriß, als krache ein Flintenschuß. Der Elefant ist nicht ein schwerfälliges, sondern er ist eben im

Verhältnis zu seinem enormen Körpergewicht ein hervorragend bewegliches, sozusagen nervös leichtes Geschöpf. Der Ruf des „Blumpen“ hat sich an ihn auch eigentlich nur durch einen Irrtum der naturgeschichtlichen Systematik geheset. Eine Weile, die genügt hat, die Sache in weiten Kreisen fest einzuwurzeln, hatten die Zoologen eine Ordnung der Säugetiere im System aufgestellt, die den anzüglichen Namen der Dickhäuter, auch wohl geradezu der Blumpen führte. Um den Preis der wirklichen oder angeblichen Dickfelligkeit standen da bunt nebeneinander der Tapir und das Nashorn, das Nilpferd und das Schwein, der kleine Klippichliefer und der ungeheuerere Elefant. Heute ist das vor besonnener Schau längst wieder getrennt. Nashorn und Tapir gehören zum Pferd, Nilpferd und Schwein neben die Wiederkäufer, der Klippichliefer ist ein vereinzelter Rest einer Gruppe vorweltlicher Urhufetiere, und die Elefanten bilden eine Ordnung für sich, die man als solche ganz im alten Volkssinne nach dem sinnfälligsten Merkmal benannt hat, nämlich Rüsseltiere.

Wenn der Linaule im Bereich der großen sibirischen Strommündungen gelegentlich einen Elefantenleichen aus entlegenen Tagen, einen Mammut, aus einer bis dahin unberührten Eispalte tauchen sieht, den Rüssel und die kolossalen Säuer voran, dann erzählt er, es sei daß das gespenstische Wühlkier, das für gewöhnlich tief im hartgefrorenen Erdreich lebe, aber sterben müsse, wenn es das Licht zufällig erblicke. Seht, sagt er, wie sinnreich dieser Erdbewohner für seinen Bereich ausgestattet ist: mit den krummen Säuern spaltet er den steinharten Grund, mit dem langen, runzeligen, wurmartigen Nuhängsel bohrt er sich durch das weichere Erdreich gleich dem Regenwurm. Diese Idee ist so übel nicht. Hier hätten wir eine Erklärung des Rüssels in seinem Zweck, die uns Modernen im Sinne Darwins zugleich auf die geschichtliche Entstehung helfen würde; denn nach Darwin ist jede feste, dauernde Einbürgerung einer Sache in der Welt ein Ergebnis eben des Bedarfs nach ihr. Was für ungeheuerliche Knochenapparate sich Wühlkier faktisch ausbilden, davon geben Schultergürtel und Grabstiche unseres Maulwurfs, die zu Sturmböcken und Schaafeln geworden sind, ein anschauliches Bild. Der Regenwurm führt uns wirklich ein Tier vor, dessen Leibform aus praktischen Gründen gewissermaßen ganz „Rüssel“ geworden ist; auf hoher Stufe haben molchähnliche Wirbeltiere, die Blindwühlen, es ihm noch einmal genau so im gleichen Anpassungszweck nachgetan, und vielleicht ist selbst der Typus der fußlosen Echslange ursprünglich aus Wühlformen hervorgegangen. So ginge es hier wie bei mancher Theorie und nicht nur bei solchen des schlichten Linaulenverstandes: sie wäre sehr nett, wenn bloß ihre Voraussetzung selber stimmte. Davon aber ist keine Rede. Die Mammut sind zu ihren Lebzeiten ganz fröhlich oben über die besonnte Moossteppe gewandert, wie heute im polaren Nordamerika die Moschusochsen, und in die Tiefe sind sie nur gelangt, wenn (zum Gewinn unserer Museen) gelegentlich die Wanderung über Gletscher führte und eine Eispalte einen solchen schweren Riesen verschlang. Und doch! Wenn nun auch da oben der Elefantenrüssel eine Beziehung zu einer ganz besonderen Art von „Wühlen“ gehabt hätte? . . .

Daß er sich schon einmal leibhaftig durch zähes Erdreich habe wühlen müssen, wollen wir seinem von uns wünschen, er würde es auch nicht lange ausgehalten haben. Aber aus fröhlichen Kinderzeiten kennt wohl jeder eine Wühlerei oben im Licht, nämlich in hochgestapelten Heuhaufen. Sollte sie freilich Ernst werden und nicht bloß Spiel, so wurde ein solides mehrzinkiges Werkzeug dazu nötig: die Sengabel. Hier wird nun wichtig, daß schon

der Zungense zwei besondere Eigenschaften des Elefanten miteinander kombinierte: nämlich den Müffel und die großen Stoßzähne. Haben diese Zähne, wenn man irgendeinen wohl-erhaltenen Elefanten unserer Tiergärten sieht, nicht wirklich eine ganz ähnliche Bildung wie eine natürliche Hengabel? Ein Henschaber ist aber eigentlich selber wieder ein Kulturbild, etwas schon Vermenschlichtes. Das große Naturbild dahinter wäre: als Gegensatz zum durchwühlbaren Erdreich eine dichte Masse innig verschrankten Pflanzenstoffs, durch den ein starrer Eindringling sich schließlich wühlen müßte wie der Regenwurm durch seine schwarze Gartenerde. Das Bild taucht uns auf vom ersten Pionier im jungfräulich unberührten Urwald. Wie ein Bergmann im tiefen Schacht muß er sich mit der Art Schritt für Schritt erst den Weg erkämpfen in diesem dichtesten Ge-  
spinnst, üppigsten, Pflanzenwuchses. Kletter-  
pflanzen der zähesten Art, oft mit furchtbaren  
Stacheln besetzt, sperren wie Ketten den Pfad  
zwischen Baum und Baum. Gefallene Stämme,  
die nur ein Hebebaum bewegte, versperren den  
Foden. Die leckere Frucht, nach der die Hand  
greifen möchte, hängt hoch oben über diesem  
Wirrsal; nur die Art, die den ganzen Baum  
fällt, kann auch sie erreichen. Und doch gilt es  
durchzukommen. Sogar nicht für einen bloß: ein  
Ampfstrahl soll hindurchgeführt, am Ende gar  
eine Eisenbahn gelegt werden für die sozialen  
Zwecke der Menschheit. Da gilt es Wühlen,  
Fällen, Durchbrechen mit Todesverachtung.  
Nun aber dazu wieder ein ähnliches und doch  
wieder anderes Bild. Es ist in Urweltstagen,  
lange ehe ein Kulturmensch an eine Eisenbahn  
oder auch nur an eine Metallart denkt. Durch  
Kohlenstoffgehalt der Luft, Wasserdampf,  
Wärme, glückliche Bodenverhältnisse mit frischen,  
wenig verbrauchten Mineralstoffen begünstigt,  
ist der Pflanzenwuchs wieder einmal für weite  
Gebiete der Erde in ein Stadium der besonderen  
Entfaltung getreten. Eine große Waldperiode  
ist angebrochen. Nicht daß die Bäume selbst,  
wie der Laie wohl träumt, märchenhaft viel  
größer gewesen wären als heute. Ihre  
Gattungen gleichen durchaus schon unseren  
heutigen, es war Urwald, der im wesentlichen  
dem heutigen ähnelte. Aber was heute nur  
in Nesten existiert, beherrschte damals un-  
geheure Gebiete. Die Klimazonen von heute  
scheinen verwischt, die Erde ist befruchtet mit  
solchem Waldgespinnst bis zu den Polen. Nehmen  
wir ganz allgemein die erste Hälfte der Tertiär-  
zeit als Zeitpunkt. In der Tierwelt waren  
die alten Säurier der vorausgehenden Epoche  
abgelöst durch eine großartige Entfaltung der  
Säugetiere. Von diesen Säugetieren drang  
jetzt ein Teil ein in diesen Tertiärwald — er  
„wühlte“ sich ein in die zäh verschlungene grüne  
Masse, genau wie viel später der Kulturmensch.  
Künstliche Werkzeuge wie Art und Hebel dieses  
Pioniers gab es nicht. So schuf der Zweck den  
Pionieren Organe zur Bezwingung des Waldes,  
Gabeln, Nerte, Hebel am eigenen Leib.

In dieser Erdperiode sind die Elefanten  
ziemlich sicher nachweisbar entstanden, ihre  
ältesten uns bekannten Formen treten darin  
auf. Noch heute ist der Elefant ein aus-  
gesprochenes Waldtier im denkbar verfilztesten,  
unwegsamsten Walde. In den indischen  
Dschungeln und den Gebirgswäldern des Atlas  
hat ihn die Kultur zuerst gefunden. Seine  
imposantesten überlebenden Riesen bergen zur  
Stunde noch die Buschwälder am Kilimandscharo.  
Jene Mammutelefanten der baumlosen Tundra-  
steppe Sibiriens waren bloß gelegentlich ver-  
sprengte Opfer der Eiszeit, deren Ahnen aus  
Vorbeerhainen vertrieben waren, und sie haben  
sich ja auch nicht halten können. Wo immer der  
lebende Elefant aber den Wald bewohnt, da  
bewohnt er ihn als wahrer Beherrscher. Er  
ist der Pionier, der zuerst wirkliche Straßen  
hineinbricht. Es ist das für ihn um so wich-

tiger, als auch er in seiner Weise ein soziales  
Tier ist. In großen Herden, die streng zu-  
sammenhalten, lebt er, und die alten Tiere  
brechen den schwachen und jungen den Weg.  
So mancher Urwald wäre dem Menschen noch  
heute unzugänglich; hätten nicht die Elefanten  
vorgearbeitet als Wegbrecher. Mit dieser Auf-  
gabe aber hängt offenbar seit altersher die Aus-  
bildung der riesigen Stoßzähne zusammen.  
Sie sind Astknicker, Ast- und Baumheber aller-  
ersten Ranges.

Die Geschichte des Elefantenvolkes lehrt  
uns nun interessante Tatsachen über die all-  
mähliche Ausbildung und immer zweckmäßigere  
Verbesserung gerade dieser Baumknacker. Ele-  
fantenknochen und vor allem Zähne haben sich  
aus alten Tagen vermöge ihres Riesenspannes  
stets besonders gut erhalten. Bei unseren  
lebenden Elefanten sitzen die Stoßzähne oder  
(wie man in jenem Sinne viel richtiger sagte)  
die Brechzähne beinahe ausschließlich im Oberkiefer (ge-  
nauer noch gesagt, im Zwischenkiefer des Ober-  
kiefers, denn sie sind Schneidezähne), zwei an  
der Zahl. So war es auch beim Mammut und  
verschiedenen anderen ausgestorbenen Arten.  
Es scheint aber durchaus, daß das erst die ge-  
längteste und deshalb dauerndste Schlußform  
gewesen ist. Voran ging ihr das Mastodon,  
das ursprünglich vier Stoßzähne hatte, zwei  
oben und zwei unten. Bei gewissen Masto-  
donten merkt man dann schon, daß das offen-  
bar des Guten zu viel war, die unteren Stoß-  
zähne fallen bei den älteren Individuen ge-  
wohnheitsmäßig aus, bis sie endlich auch den  
Arten ganz verschwinden. Daneben geht in  
dem grotesken Dinotherium ein Elefant, der  
umgekehrt bloß die unteren Stöße als krumme  
Hauer in den Formen einer Bergmannsart  
versuchsweise bewahrt hatte; diese Dinotherien  
sind aber schon relativ früh ganz untergegangen.  
Man hat das Gefühl, als habe sich diese an sich  
so hochpraktische Entwicklung der walddren-  
den Brechzähne erst durchkämpfen und durch-  
proben müssen über einen gewissen Konflikt  
hinweg mit einem anderen Organ. Und man  
sieht leicht, welches Organ das war, mit dem  
die Riesenzähne sich erst vertragen mußten,  
wenn sie ihren Zweck erfüllen sollten. Denken  
wir uns, es sollten uns lange Hauer aus dem  
Munde vorwachsen. Wer käme zuerst dabei in  
eine gewisse Schwierigkeit? Ganz gewiß un-  
sere Ober- und Unterlippe. Mit dieser Lippen-  
frage berühren wir aber sogleich die Müffel-  
frage. Denn, wenn auch der naive Beschauer  
und mit bestimmtem Recht auch der Zoologe  
den durchbohrten, mit seinen Kanälen in die  
Nasenfänge mündenden Elefantenrüffel als  
„Nase“ bezeichnet, so ist er doch im engeren und  
eigentlicheren Sinne die riesenhaft verlängerte  
Oberlippe, und sein Fingergriff am Ende ist  
eigentlich die Rippentastspitze. Bei unserem  
lebenden Elefanten ist das Wunder gelungen,  
daß, obwohl seine Stoßzähne im Oberkiefer  
sitzen, gerade die Oberlippe bei ihm die fabel-  
hafteste Länge erhalten hat, sie greift zwischen  
den Stößern durch und langt bis zur Erde her-  
ab. So wie das jetzt ist, ist es zweifellos äußerst  
sinnreich. Die Stöße genieren sie gar nicht  
in Anbetracht einer zugleich so extravaganten  
und so fein mitten zwischendurch balancierten  
Oberlippe, obgleich sie selber auch gerade oben  
sind. Für die technische Anack- und Hebelarbeit  
im Walde aber ist der Sitz der Zähne oben,  
mit Verankerung im Schädel selbst statt im  
Unterkiefer, unbedingt der bessere Platz.

Sinnreich ist es — aber es entsteht doch  
die Frage, wie es gerade so werden konnte. An  
sich wäre das Nächstliegende nämlich gewesen,  
daß eine Bevorzugung der oberen Lage der  
Stöße die Oberlippe emporgedrängt und damit  
statt vergrößert durch dauernden Nichtgebrauch  
verkümmert und verkürzt hätte; denn die Hauer  
biegen ja rückwärts nach oben um, nicht nach  
unten. Denken wir an einen Menschen, der

eine Zigarre zwischen die Zähne geklemmt hält  
er wird die Oberlippe zurückziehen müssen.  
Damit wäre aber die Oberlippe, die durchweg  
den Tieren, zumal den Pflanzenfressern, höchst  
wichtig, ja unentbehrlich ist, geschmälert ge-  
wesen — es wäre ein Konflikt zweier Organ-  
entstanden, und es wären also die Stöße ober-  
eigentlich doch unpraktisch gewesen. Wer ha-  
tun das Wunder vollbracht und die Oberlippe  
der Elefanten im höchsten Bogen trotzdem her-  
übergeleitet und so rehabilitiert trotz der Ober-  
kieferhauer, daß jetzt auch diese Hauer keinen  
Schaden anrichten konnten, also ruhig des an-  
deren Zweckes, des Brech- und Hebelzweckes  
wegen oben bleiben konnten?

Hier scheint es nun, daß uns allernächst  
Funde urweltlicher Elefanten auf die Spur  
helfen. Sie sind in den letzten Jahren in  
Afrika gemacht worden, und zwar in Ägypten  
an der Grenze der Wüste, im Hinterlande des  
sogenannten Fayum. Dort mündete in früherer  
Tertiärzeit ein großer Fluß. In seine Meer-  
mündung schwammen Seealgen und riesige wal-  
fischähnliche Säugetiere (Panglossodonten) ein  
aus dem Waldlande aber schleppte der Strom  
die Knochen von Urelefanten und anderer  
Riesentieren des Landes von damals herab und  
begrub sie im Schlamm seines Delta. Dort  
finden sich nun heute noch im tertiären Stein  
durch Verwitterung sehr offen zutage die  
Schädel von Elefanten, die offenbar noch zu  
den ältesten Ahnen dieses Geschlechts gehören  
weit älter und urtümlicher noch als jene Masto-  
donten und Dinotherien. Zum erstenmal sehen  
wir bei ihnen (Paläomastodon, das Masto-  
don, hat man die Gattung getauft) mit einiger  
Sicherheit noch auf die Ausgangsstufe dieses  
ganzen Bildungsprozesses von Müffel wie Stoß-  
zahn. Im ganzen ist das Gebiß noch weit  
weniger extrem ausgebildet als bei allen spä-  
teren Elefanten, so daß zum erstenmal uns hier  
eine Ahnung beschleicht, aus welcher Stelle des  
großen Säugetierstammes denn wohl überhaupt  
dieser Stammast der Elefanten in noch älterer  
Zeit herausgewachsen sein könnte. Im be-  
sonderen für unseren Fall aber zeigt sich fol-  
gendes. Auch hier sind vier Stöße, zwei oben  
zwei unten, als Ausgangsstation da. Aber die  
oberen gehen als Hauer nach unten, genieren  
also die Oberlippe noch nicht sehr. Die unteren  
dagegen legen sich schaufelartig vor. Diese  
letzte Lage mußte die Unterlippe zurückdrängen.  
Um nun fressen zu können, mußte das Tier  
wesentlich die Oberlippe benutzen, mußte sie  
vordrängen und mit ihr die Pflanzenkost an  
den vorspringenden unteren Zahnschaukel-  
zerquetschen. In so lebhafter Funktion, lag es  
hier nahe genug, daß diese Oberlippe sich ver-  
dickte, immer wulstiger sich herabneigte, kurz  
es bildete sich der Anfang eines Müffels. Aber  
er immer schwerer herabsackte, konnte für einen  
Entwicklungsversuch die Frage entstehen, ob  
es nicht praktischer sei, wenn die oberen Hauer  
ganz schwänden. Die unteren konnten ihre  
Schaufel ja selber an der Spitze noch etwa  
abwärts biegen und sie so ganz ersetzen. Da-  
hat dann offenbar jenes Dinotherium durch-  
geführt. Hier herrschte oben bloß der Müffel  
ohne Stöße, und die ganzen Hebel- und Brech-  
stangen saßen im Unterkiefer. Aber, wie ge-  
sagt, das war doch wieder von der Technik dieser  
Brechstangen und Hebel selber aus nicht so  
praktisch. So ging die Linie zum heutigen  
Elefanten den anderen Weg. Sie bog die  
oberen Stöße in einer Kurve wieder nach  
oben. Das konnte jetzt der Oberlippe nicht-  
mehr schaden, da sie ja längst sich so verdickt und  
gestreckt hatte in ihrer freien Bildungszeit, daß  
sie rüffelartig dazwischen herunterhing. Die  
oberen Hebel, tief im Schädel verankert, er-  
wiesen sich jetzt aber alsbald als so werkräftig,  
daß die Doppelstöße oben und unten zu-  
gunsten von oben überflüssig wurde. Die un-  
teren Stöße kamen (wie bei den echten Masto-



Es will Abend werden. Nach einem Gemälde von W. Schulze-Rohe.

honten) in Fortfall. Damit aber wurde die herabgreifende rüsselhafte Oberlippe plötzlich ganz frei in der Längslinie nach unten, sie konnte sich ohne Barriere nunmehr so weit reden, wie sie wollte. Dieses noch weitere Reden bekam aber selber alsbald seinen Zweck. Die Verankerung der immer kolossaleren oberen Gehelhauer im Kopf machte nämlich ein kompakteres Zusammendrängen da oben wünschenswert, der schwere Kopf schloß sich enger an den Nacken mit verkürztem und verfleischartem Hals. Das erschwerte aber das Gehen nach Zweigen oben, das Zugreifen bei der Räumarbeit des Wegbrechens im Urwalde unten. Die ohnehin schon verlängerte und nun nach unten ganz freie Oberlippe bot da den trefflichsten Ersatz. Als wahrer Greifrißel packte sie hoch nach oben und berührte unten die Erde, ohne daß der Kopf sich selber zu regen brauchte. Das ist das Geheimnis des Elefantenrüssels. Er war in der Anlage da, ehe die oberen Hauer die ganze Holzarbeit an sich rissen. Als sie das aber taten und die unteren Gehel schwanden, stellte der Rüssel sich auf einen neuen Zweck ein, mit dem jetzt alles harmonisch ineingriff: er ersetzte dem Holzfäller, dem seine schwere Art die Schulter krampfte, den beweglich dehnbaren, geschmeidigen Hals. —

24

## Der Pentateuch im Lichte der Kritik.

Von J. Stern.

(Schluß.)

Erst nach der Rückkehr aus dem Exil wurde der Judenstaat eine Theokratie, ein Priesterstaat, mit einer kanonischen Literatur, eben dem Pentateuch und den anderen Büchern, deren Material nach und nach teils neu verfaßt, teils bearbeitet wurde, und welche dem Pentateuch angegeschlossen wurden. Das letzte Buch dieser als „Kanon“ bezeichneten Sammlung wurde höchst wahrscheinlich erst 130 geschrieben, es ist das Buch „Esther“, das die Entstehung des noch jetzt von den Juden im Frühjahr gefeierten Purimfestes auf eine von Unwahrscheinlichkeiten wimmelnde Begebenheit in Persien zurückführt. Zweifellos aber war Purim ein altpersisches Frühlingsfest und die Erzählung des Buches reine Fabel, oder wie ich aus der unverkennbaren dramatischen Komposition vermute, ein in erzählender Form niedergeschriebenes Volksschauspiel, das bei den Juden an dem Fest aufgeführt ward.

Auf die einzelnen literarischen Schichten und Bestandteile, die im Pentateuch und anderen biblischen Büchern einander vielfach durchschlingen und mit ihren vielen Uebersetzungen von der Kritik mit stupendem Scharfsinn ermittelt und ausgeschieden wurden, sei hier nicht eingegangen. Von allgemeinem Interesse ist jedoch die wesentliche Verschiedenheit der priesterlichen und der prophetischen Gesinnung, eine Verschiedenheit, die oft als schärfste Gegensätzlichkeit sich ausprägt und in kräftiger Polemik sich äußert. Dieser Dualismus allein schon ist dazu angetan, den Glauben an den einheitlichen Geist dieser Literatur gründlich zu zerstören. In die Tiefe dieses Gegensatzes einzudringen, ist aber auch der akademischen Kritik nicht vollständig geglückt. Das eigentliche Wesen der sogenannten Prophetie enthüllt sich erst im Lichte unserer ökonomisch-materialistischen Geschichtstheorie. Daß Propheten, Psalmisten und Didaktiker der Bibel sehr geringschätzig denken von aller milderischen Frömmigkeit, von allem Kultus der Heußerlichkeit, modern ausgedrückt Nützlichkeit, von Tempeldienst und Opfern, religiösen Festen, Veten, Bußübungen, Kasteiungen und anderen Bräuchen — und das im offenkundigen Gegensatz zu vielen Stellen, welche die Art der Gottesverehrung einachend regeln und dessen Vernachlässigung rügen und mit Strafen

bedrohen — kann nur theologische Sophistik in Abrede ziehen. Nicht nur legt die Prophetie überall den größten Nachdruck auf Enthaltung von aller Gewalttätigkeit und Unterdrückung, auf Rechtschaffenheit, Gerechtigkeit, Menschlichkeit, Wohlthun, Fürsorge für alle Notleidenden, und betont in zahlreichen prächtigen Reden, geistvollen Parabeln und Sprüchen, daß die Heußerlichkeitsfrömmerei bei moralischer und sozialer Schlechtigkeit. Zahve ein Greuel ist — sie stellt sogar ausdrücklich in Abrede, daß Zahve jemals den Opferdienst verlangt hat, worüber doch in den mittleren Büchern des Pentateuch ausführliche Vorschriften als Gebote Zahves enthalten sind! „Ich habe Euren Vätern, da ich sie aus Aegypten geführt, nichts gesagt noch geboten von Brandopfern und anderen Opfern“, heißt es im großen Prophetenbuche des Jeremia 7, 22.

Die kritische Bibelwissenschaft hat das wohl erkannt, und nicht minder würdigt sie die Propheten als Sachwalter der Unterdrückten. Es war für die unteren Stände in hohem Grade wichtig, schreibt Th. Noldeke, daß diese begeisterten Männer sich ihrer annahmen. Die gewaltigsten Strafreden der großen Propheten sind an die Vornehmen und Mächtigen gerichtet, welche das arme Volk mißhandeln und ausrauben. Und ferner: das Prophetentum bildet in der israelitischen Religion die fortbildende Kraft gegenüber dem zur Starrheit und Heußerlichkeit geneigten Priestertum und Gesezeswesen.

Nicht erkannt hat aber die kritische Wissenschaft, daß die Prophetie selbst aus einer Massenbewegung hervorgegangen und deren Mundstück und Sprachrohr gewesen ist; und noch weniger, daß der Schwerpunkt des von der Prophetie vertretenen Monotheismus oder Jahvismus nicht in dessen theo- oder mythologischen, sondern in seinem sozialen Gegensatz zur Götzendienerei lag. Nur deshalb eiferten diese Volkstribunen so leidenschaftlich gegen den Baaldienst und für die Verehrung Zahves, weil ihnen Zahve als der mythologische Patron der Volksklasse galt, dessen Kultus daher in einer den Volksinteressen entsprechenden inneren und äußeren Politik und in einem sozialethischen Verhalten bestünde.

Eine revolutionäre Volksbewegung im ideologischen Kostüm einer religiösen Reform war die Prophetie, ebenso wie die Reformation und verschiedene Sektenbewegungen des siebzehnten Jahrhunderts, und die Propheten waren die Wortführer derselben, hinter denen eine Volksmasse stand. Denn daß die Massen im Israelitenvolk jenes Zeitalters politisch nicht so unmundig waren, daß ihnen das nicht zugetraut werden könnte, kann aus der Teilung des Reichs gefolgert werden, die nach der leider allzu spärlichen Angabe der Geschichtsschreiber eine Folge des unerträglichen Steuerdrucks war. Ja schon aus Davids Zeiten (1055—1015) werden mehrere revolutionäre Erhebungen berichtet.

Gerechtigkeit und Menschlichkeit, ein Staatswesen mit sozialen Einrichtungen, Gesetzen und Pflichten, welche der Verarmung eines Teils der Bevölkerung vorbeugen, resp. der Not Verarmter nach Kräften steuern — dazu die Ueberzeugung, daß ein solches Staatswesen aufblüht und erstarkt und selbst übermächtigen Feinden überlegen ist — das ist der eigentliche Zeitgedanke, das Hauptdogma, wenn man lieber will, der Prophetie, die man (im weiteren Sinne) als eine antike sozialistische Bewegung unter mythologisch-religiöser Flagge wohl bezeichnen darf.

Damit stand sie in schroffster Gegnerschaft zum Priestertum der älteren Periode. Die Priester waren die Affilierten, der Anhang der herrschenden Klassen, der Vornehmen und Reichen, deren üppige Feste und Opfer — um so üppiger bei der Vielgötterei und den lokal nicht beschränkten Kultusstätten — ihnen reiche Einkünfte sicherten. Sie spielten die gleiche

Rolle wie in der Gegenwart die höhere Bureaokratie und viele gut dotierte Intellektuelle.

Einen anderen Charakter hatte aber das spätere Priestertum, dessen literarische Niederschläge einen wesentlichen Teil des Pentateuch und anderer biblischen Bücher ausmachen. Dieses spätere Priestertum leitete zunächst nur eine Reaktion gegen den Prophetismus auf jahvistisch-monotheistischer Grundlage ein, in dem es den Kultus der Heußerlichkeit in den Jahvismus mehr und mehr einschmuggelte und mit den Ideen der Prophetie zu verschmelzen verstand, nötigenfalls durch Retouchierung und Fälschung ihrer Schriften. Schon das Deuteronomium kennzeichnet sich als eine solche Mischung beider Elemente, oder wie die Gelehrten der kritischen Wissenschaft sagen, als Kompromiß. Solche rückläufige Bewegungen nach starken radikalen Umläufen, die schließlich in Halbheiten auslaufen, zeigt ja die Geschichte häufig, nicht bloß auf dem Gebiet der Religion.

Noch weit stärker entwickelte sich die priesterliche Richtung in Babylon, und auch da im Zusammenhang mit den wohlhabenden Juden daselbst. Daß viele Juden in Babylon wohlhabend und reich wurden und zum großen Teil gar nichts von der Rückkehr aus dem Exil nach Palästina wissen wollten, ist namentlich aus den Büchern Esra und Nehemia zu ersehen. Vermutlich deshalb hat auch der zweite Jesaja (vom 40. Kapitel an) die Zukunft Palästina in so verlockend hyperbolischen und glänzenden Farben ausgemalt, die alle Utopien alter und neuerer Zeit in den Schatten stellen.

In Babylon und dann später in Palästina selbst hat die priesterlich-kultische Richtung die prophetisch-soziale wieder reichlich überwuchert mit allerlei „paganistischen Elementen“ (Cornill) wie: Beschneidung, Speisegebote, Reinheitsvorschriften, Opfer mit einem genau geregelten, gewissermaßen magisch wirkenden Ritus, einen Festkalender usw. Es war ein Rückfall in die vorprophetische Richtung, welche die Prophetie theoretisch überwunden hatte, ein Rückfall, wenigstens im Prinzip, das nun neuen veränderten Umständen angepasste Formen hervortrieb, Formen, welche später im Pharisäismus aufs üppigste ins Kraut geschossen sind.

So kennzeichnet sich der Pentateuch als eine äußerst bunte Musterkarte literarischer Erzeugnisse, die nicht allein nach Ort und Zeit ihrer Entstehung weit auseinanderliegen, sondern auch nichts weniger als einheitlichen Geist atmen; als ein Gewebe, worin namentlich die volkstümlich soziale Gesetzgebung und Pragmatik — und die Klassenreligion wie Zettel und Einschuß durcheinanderlaufen, wie es kein anderes Werk der Weltliteratur aufweist. Kaum ein anderes großes Werk aus dem Altertum wimmelt auch so stark von Fehlern und Textverderbnissen wie der Pentateuch und andere — in hebräischer, zum kleinen Teil in chaldäischer Sprache abgefaßten — Bücher des sogenannten „Alten Testaments“. Enthält doch schon der erste Vers einen Hauptfehler, der verdeutschlauten müßte: „Im Anfang schuf Gott das Wasser und die Erde“ (nicht den Himmel), wie Professor Dodel Port in seiner Schrift „Mose oder Darwin“ (Stuttgart, Dick) in meinem Namen angeführt und begründet hat. (Wobei ich berichtigen möchte, daß nicht ich der Finder dieser Korrektur bin, sondern ein russisch-jüdischer Gelehrter Schor in einer wenig verbreiteten Schrift, der ich sie entnahm.)

Gleichwohl gehört der Pentateuch zu den wertvollsten Werken der Weltliteratur, nach seinem gedanklichen, erzählenden wie poetischen Gehalt. Und dieser Wert wird dadurch keineswegs vermindert, vielmehr beträchtlich erhöht wenn er im Lichte der kritischen Forschung sich präsentiert, worin erst das Gold der Ideen und Schönheiten schlackenrein, im Vollaum strahlen kann. —

## Die verfluchte Stelle.

Erzählung von Ilse Frapan.

(Fortsetzung.)

Tigran mochte gleich jetzt schlafen. Todmüde ist er von all dem Neuen, Schrecklichen, vor allem von dem brüllenden Lärm, der die ganze Luft anfüllt, wie der Schmutz und der Gestank. Aber Ambarzum läßt ihn nicht, er weicht ihn hinaus durch die Küche.

Die Küche ist eben solch ein Holzschuppen wie die Schlafbaracke, nur enger. Ein Herd ist dort im dicken Petroleumdunst, schwarze Geualten, die ab und zu laufen; er sieht, daß sie erreichen, aber er hört kein Wort: ist er auch schon taub geworden wie Simon? Oder ist's nur das Brüllen der Maschinen, der rufen und rufen, das die Worte überläutet?

Tigran möchte trinken, der Schweiß steht ihm auf der Stirn, aber wie verbrannt fährt sein Mund zurück. Der Trank ist zu widerig, zu ähulich der Luft, die hier rundum ist. Er verdürstet und kann doch nicht trinken.

Ist das eine Küche, dieses schmutzige Loch mit der zischenden Herdplatte, unter der die lachende, ruhende Naphthalinlampe brennt? Vor Tigran steht die trauliche, kaminiartige Kaminstätte aus seiner Mutter Haus mit den bunten selbstgewebenen Topfhebern, die auf der Bambusflange hängen, mit dem mannshohen zönernen Mehlsack an der Seite, auf dem in der hölzernen Mulde, unerreichbar für die nachhaften Kinder, das duftende, frisch gebackene Brot liegt. Au dem Stamin mit dem Dreifuß, um den die lustigen Flammen spielen, hängt die buntfarbige Sirtentische mit Salz. In der Küche über dem Dreifuß steht das könerne Naphthalinlämpchen und qualmt in den Herbstabend hinaus. Ach, aber die Naphtha von Asai, die der Händler auf dem Kamel bringt, zusammen mit Salz und Petroleum — die hat ihn nie gewidert!

Lustig war's, wenn der Kamelführer kam mit dem gepackten Tier, und wenn durchs Dorf seine schreiende Stimme schallt: „Geh, Ihr Salzkäufer! Geh, Ihr Naphthalinkäufer! Geh, Ihr Petroleumkäufer!“

Was da alles herbeigelaufen kommt mit Gefäßen und Geräten, und unter Lachen und Scherzen und Geschrei und Verwünschungen der Handel anhebt. Der Lederschlauch wird geöffnet, und die Naphtha kommt zäh und dunkel herausgelaufen in den zweihenkligen Tonkrug, und der Händler nimmt dafür Korn und Hafer als Zahlung.

Tigran erwacht. Fort, ihr Heimatsbilder; er ist wieder in Balachani. Wieder ist er draußen unter dem verunstalteten, zerschnittenen Himmel, auf der wüsten, zerschnittenen Erde.

Ambarzum führt ihn auf die Arbeitsstätte. Wie ein Wald ohne Nester steht sie vor ihnen, ein kühlicher Wald von gelben Brettertürmen, hoch und lustig, mit schrägen Wänden, mit weiten dunklen Lürhöhlen, aus denen verstärktes Getöse, das Klirren von Eisen auf Eisen, kreischendes Wimmern und das Schnaufen von Niesen dringt. Auch zornige, taktmäßig rufende Menschenstimmen.

Unfähig schmutzig ist's in der Umgebung der Bohrtürme; haushoch liegt die ausgeworfene Erde zwischen den glühenden Lachen. Viele der schwarzen Gefellen blicken flüchtig auf, wenn Tigran sich an ihnen vorbeidreht, seine Kleider und noch nicht vom Naphtha durchdrungen. Fragen noch die ursprüngliche gelbgraue Farbe des Hanfleinens, verraten noch den Neuling. Vorwärts durch Schlamm und Kot.

In einen der Bohrtürme, aus dem besonders starker Lärm dringt, hat sich Ambarzum gedrängt und Tigran mitgezogen. Zerschrocken bleibt er am Eingang stehen, bereit, zu fliehen. Während sein Gefährte auf einen Mann zugeht, der hohe Stiefel trägt; die Hosen sind

hineingesteckt und dazu hat er noch einen Rock über dem Hemde. Der Mann hat einen breiten Bart und kleine funkelnde Augen.

Nun schreit er etwas. Er schreit dem Tigran zu, daß er herankommen solle, Tigran versteht es wohl, obgleich nur aus seinen Bewegungen, denn der Lärm ist zu groß, er verschlingt die Stimmen.

Tigran tritt näher, und der Mann in den Stiefeln wendet seine kleinen, funkelnden Augen auf ihn, und die kleinen, funkelnden Augen wandern an ihm auf und nieder, Ambarzum faßt sogar Tigran bei der Hand und dreht ihn um: „Se, ein fester Bursch?“

Wie wenn ein Bauer ein Stalb kauft, so mustert der Bohrmeister den neuen Mann. Eine Handbewegung, eine herablassende, stolze Augenbewegung! Freue Dich, Tigran!

Komm denn heran, Du geschickter junger Hirte, Pflüger, Jäger, hier gilt es eine andere Arbeit, in der Du ungeschickt, unzuverlässig, mühselig Deine ersten Griffe tun sollst. Wenn Du nur fest zugreiffst, nur zäh und ausdauernd Deine Eisengabel hältst, dann bist Du zu gebrauchen. Der Köpfe bedarf's hier nicht, nur Muskeln will diese Arbeit, kraftstrobende junge Glieder.

Mit aufgerissenem Munde starrt Tigran. Mitten in dem Bohrturm ist eine bretterne Plattform, ganz besetzt mit schwarzen Gestalten. Der schreiende Bohrmeister mit den stolz funkelnden Augen unter ihnen.

Die Plattform deckt einen Schacht; ihre Planken ähzen und knarren unter den vielen Tritten. Und über den schwarzen Leuten hängt, gerade über ihren Köpfen, eine schwarze, schwere, eiserne Keule, oder ist's eine riesige Art mit schwarzer, abwärts gelehrter Schneide?

An einer klirrenden Kette hängt das Ungeheuer, dessen eherner Stiel von den Männern, die oberhalb auf schmalen Leitern und Gerüsten hocken, mit eisernen Haken gehalten, mit wichtigen Eisengabeln in gerader Richtung abwärts gelenkt wird.

Auch Tigran wird solch ein Werkzeug bekommen, und dann wird sein Tagewerk darin bestehen, mit diesem Gerät in den Händen auf das Eisengestänge zu stieren und es im richtigen Augenblick auch seinerseits anzupacken, zu schieben und gerade hinunter zu leiten, alles, was in das Loch inmitten der Plattform hinab soll: Schlageisen und Röhrenstücke, immer tiefer hinab in den Schacht, in die Naphthaquelle.

Geheimnisvoll lockt und gärt es in der Tiefe; oben klappert und kreischt die Kette, die bis in den Gipfel des Bohrturmes reicht, denn das Rad, über das sie läuft, steckt dort oben, halb unsichtbar, zwischen den Deckbalken.

Welche Macht ist es, die das zentnerschwere Schlageisen bewegt, auf und ab? Denn Ambarzum hat dem Tigran schon erzählt, daß es ein ewiges Auf- und Abwinden ist, hinab in das Loch, um die Stangen und Röhren tiefer zu stoßen, bis sie in die Naphtha tauchen, umgesehen. Nur der Spiegel des Bohrmeisters leuchtet in die Tiefe.

Unmerklich fast rückt das schwere Gerät empor, oft dauert es länger als einen Tag, bis es droben ist, um dann wieder herab zu fallen. Welche Macht kann solch ein Werkzeug heben? Was bedeutet das Schnaufen und Brüllen und Schüttern dort drüben im Anbau des Bohrturmes?

Dort steht der Kessel, sagt Ambarzum. Tigran versteht ihn nicht. Ein Kessel? Wozu denn? Welche Speise kocht man dort? Es ist wohl nicht Pflanz\*, was dort im Kessel gekocht

\* Reis mit Hammelfleisch oder Geflügel.

wird! Aber schon ist für Tigran die Zeit gekommen, eine Gabel in die Hände zu nehmen und seinen Platz auszufüllen.

Aufgepaßt, Tigran! Von jetzt an bist Du nur noch ein Teil des Maschinenwerks, von jetzt an bist Du nur noch eine Gabel, und was klümmert es die Gabel, was sie vernichtet! Nur festhalten soll sie.

Die Dampfmaschine im Anbau des Bohrturmes ähzt wie ein schweratmender, lastenschwerer Mensch, pf — — — pf — — — pf — — — in langen Zwischenräumen. Sie zieht wie ein Pferd, mit fünfzehnfacher Pferdekraft und pustet dazu pf — — — pf — — — pf — — —

Und dann plötzlich, wenn die Stange von der Kette abgelöst, in das Loch im Boden hinabgleitet, wird die Maschine lustig, übermütig; leichtsinnig pafft sie in aller Eile: pf — — — pf — — — pf — — —

Warte du, so leicht machst du dir das Leben? Komm, nimm dein Teil. Her mit dem Haken, leichtfertig pendelnde Kette du, daß wir auf neue dir das Schlageisen an die Glieder hängen. Jetzt probiere, wie das tut.

Und Ring trifft in Haken, und das Schlageisen senkt sich, senkt sich, wühlt sich ein, um langsam wieder gehoben zu werden; langsam und mühsam geht es von neuem: pf — — — pf — — — pf — — —

In das Bohrloch dringt das Eisen, und Erde, Sand, über den Schlamm, salziges Wasser mit Naphtha untermischt, speit das Loch aus. Und all das fließt über die Köpfe der Arbeiter, die sich nicht vom Plaque rühren, nicht ausweichen dürfen, all das Fett, das Pech, das reizende Wasser. Ist die Tagsschicht fertig, dann greift man wohl nach dem Haufen von Hanfjahren im Eck, taucht einen Vausch in ein Naphthagefäß, reinigt damit oberflächlich die Hände und wäscht mit Petroleum nach.

Tigran sieht es mit Grauen. Bald schon zwingt ihn die Not, nachzumachen, was er sieht. Ob ein paar Tage vergehen, starrt sein breites Hemd, die unformlichen Hosen starren ebenso von Fett und Schmutz, wie die der übrigen Arbeiter. Steif sind sie vom Harz und Pech, überklebt mit Schichten von Sand und Staub, schwer und ungenügend, wasserdicht und luftdicht.

Und nun geht es tagaus, tagein auf die gleiche, einförmige, quälend schwere Weise. Früh an die Arbeit, die lebensgefährliche, bedrohte, aber die Bedrohung, die Lebensgefahr, von der stumpfen Art des Schlageisens zerschmettert zu werden, wenn sie herunterstürzen oder nur aus der Richtung kommen sollte, wird Gewohnheit und regt nicht mehr auf.

Kommt der Sonntag, dann zieht Tigran seine Dorfkleider an, sitzt mit den Gefährten zusammen und singt, die Wade in die Hand gestützt, klagend vor sich hin:

Süß ist die süße Quelle von Asai,  
Salzig das salzige Wasser von Balachani,  
Süß sind die Gedanken an meine Heimat Asai,  
Aber bitter quält mich das Heimweh in Balachani!

Und die anderen fallen ein; wie eine endlose Klage schallt es um die Baracken:

Aber bitter quält mich das Heimweh in Balachani.

Ein Trupp unkenntlich schmutziger Hühner trippelt gackernd um sie her, ein unkenntlich schmutziger Sperling bewegt sich auf dem Bretterdach. Tigran sieht die Vögel, er ändert die Weise; nun singt er in demselben lauten Klage-ton:

Weiß ist der Falke vom Berge geflogen,  
Sein Gefieder ward schwarz, sein Auge ward trübe.

Kommt er zurück in sein Nest geflogen,  
Niemand empfängt ihn mit Blicken der Liebe.

(Fortsetzung folgt.)



# Land und Leute.



**Das Meer.** Groß und frei ist das Meer. Erhaben und gewaltig. Aber es ist auch launisch und tyrannisch zuzeiten, listig und bössartig. Manche sagen: das Meer ist eintönig, langweilig. Aber das ist nicht wahr. Das Meer ist wie ein Mensch. Wie die meisten Menschen; es gleicht sich immer und gleicht sich nie. Es kann heiter und friedlich, es kann wild und jähörnig sein. Heute dehnt es sich behaglich in sonntäglich Ruhe und morgen schlägt es mit den Fäusten drein. Es kann singen: lieblich und beruhigend am Abend. Es schläft sich gut ein bei seiner monotonen Melodie. Aber es kann auch brüllen in der Nacht, daß die Menschen erschreckt aus den Betten aufstehen und das zweite Einschlafen vergessen.

Das Meer ist schön, ist immer schön, weil es groß ist und uns in allen seinen Ausprägungen einen Hauch dieser Größe vermittelt. Auch in seiner Ruhe. Es ist schön, wenn die Niefen im Dünenwalde ihre gelben Frühlingstriebe aufknospen lassen, wenn der Strandhafer grün wird und auf den Sandwällen der Dünen und Deiche die ersten kümmerlichen Blütenknospen sich öffnen. Die Luft ist klar und nur von einem mäßigen Winde bewegt. Der Himmel erstrahlt in der jungfräulichen Bläue des Frühling, und die Sonne wandelt wie ein ungetriebenes Feuer an der reinen Wölbung dort oben. Hellgrün, in einer leichtwogenden Spiegelfläche dehnt sich dann das Meer, unser nordisches Meer, vor uns in die Weite und berührt sich im Auge mit dem Horizont. Zu unseren Füßen am Strande rollen die kleinen Wellen wie spielend heran. Der Tag ist so hell, und es wandert sich gut auf dem feuchten Sande. Der Abend bringt den Nebel und verstärkt den Wind. Dann werden die Wellen zudringlicher, und die grünen Wogenrücken auf der ungeheureren Wasserfläche erhöhen sich. Die Farbe der See geht ins Dunkelgrüne über. Wasser und Horizont scheinen sich zu verbinden und der ferne Himmel immer näher heranzurücken. Bis der Nebel das Meer einhüllt und man nur noch eine graue, wogende Masse vor sich sieht.

Das Meer ist schön, wenn die Julihitze über dem glatten, lautlosen Spiegel flimmert; wenn das Hellgrün des Wassers ins Goldige hinüberspielt und die Tiefe immer klarer und durchsichtiger wird. So durchsichtig, daß die weißen Muscheln vom Grunde heraufschimmern. So klar, daß man flach über dem gelblichen Grunde die breiten, grünen Quallen dahinschieben sieht. Ganz unbeweglich kann an solchen Tagen das Meer sein. So ruhig, daß es kaum eine Sandbreite an den Uferändern schwankt und dem

fleißige Leben an Bord. Und doch sind sie dort Tag und Nacht in Bewegung, legen die Netze aus und ziehen sie, gefüllt mit zappelndem, silberglänzendem Inhalt, wieder ein. Kleine, winzige Muderboote gleiten sicher über ungeheureren Tiefen. Das Meer ist ja still und gutmütig in so einer Sommernacht, ist schläfrig und friedlich. Die Luft geht lau und doch frisch, erquickend und energiegeladend. Und auch das Auge hat seine Freude.

Noch mehr gibt der Herbst dem Blick. Die farbigen Luftstimmungen sind ja keine Eigentümlichkeit



Vom Markt helmkehrende Albaner.

des Meeres. Aber wo die Moore der Flachküste und die See sich nähern, zeigen sie sich in besonderer Schönheit und gewaltiger Mächtigkeit. Der Blick hat hier ein Feld in ungeheurer Ausdehnung. Wie die Wolken über den Himmel, so ziehen die Schatten über den Meeresspiegel. Oft lagern sie in breiten Streifen, in der verschiedenartigsten Färbung nebeneinander. Niefengemälde bilden sich am Himmel. Meilenlange Schlangen, mächtige Wale und ungeheurer Adler. Figuren und Gestalten aus allen Reichen der Natur. Verschimmeln spiegeln sie sich im Wasser wieder. Am Abend glühen rauchende Vulkane am westlichen Horizont auf, Krater öffnen sich und wie feurige Lava strömt es auf das Meer, auf die weite, wogende Flut. Auf Minuten zuweilen nur. Denn leicht vergänglich sind die Bilder des Herbstes. Die Dämmerung kommt über das Meer. Der Nebel steigt. Ein schwerer, dicktropfiger Nebel; er näßt wie Regen. Oft lagert er tagelang über dem Wasser und der Küste. Dann dröhnen von der Leuchtturmstation die dumpfen Schläge der Nebelkanone, um die Schiffer zu warnen, die da im Nebel umherirren. Zuweilen zerreiht ihn ein Windstoß, ein Sturm. Das Leuchtfeuer, meilenweit sichtbar, flammt auf und strahlt hell in den finsternen Abend, in die sternlose Nacht. Es wirft einen zitternden Streifen auf die finstere See, die nun schwarz wie Tinte ist. Der Sturm bläst heftiger. Und plötzlich steigt es weiß am Horizont auf und kommt näher und immer näher. Ueber die schwarze, wildwogende Masse stürzt es heran wie ein Heer von weißen Pferden. Es heult und braust und zischt und quergelt; es schlägt auf den Strand mit hellen, stößigen Schaumkammern und drängt höher und höher hinauf; es legt an die Dünen und reinigt den Strand mit gewaltiger Wucht. Der lose Dünen sand macht sich auf; und große Staubwolken fegen die Küste entlang.

Im Winter kommt so zuweilen der Schnee. Dann scheinen die Wolken zu brechen; es wirbelt vom Wasser in ungeheureren Massen herein, deckt die Küste mit einer dicken, weichen Schicht und hüllt die Fischerdörfer ein. Der Orkan, braust um die Giebel, heult im Schornstein, pfeift durch alle Ritzen, nimmt mit, was nicht sehr fest ist. Die Dünen ziehen sich wie kleine Schneegebirge am Meere entlang, bis die Sonne kommt und ein stiller Wintertag. Dann prangt die weiße Schönheit noch einmal und vergeht. Das Meer aber plätschert seine leisen Melodien, als sei nichts geschehen. Es ruht aus — bis zum nächsten Sturme.

Albanien ist seit Jahrzehnten das Schmerzenskind der Türkei. Die angeblichen Unruhen in dieser Nordwestecke des Osmanenstaates geben bei jeder Gelegenheit den Anlaß zur „Lösung“ der Balkanfrage inter-

essierten Mächten Veranlassung, sich in die innere Politik der Türkei einzumischen. Vor Wochen kam es die Sandtschabahnfrage, die das europäische Konzert fast aus dem Häuschen brachte. Diese Bahn, die Nordalbanien mit Bosnien verbinden soll, dürfte für die wirtschaftliche Erschließung Albaniens von großem Vorteil sein, in dessen Boden viele und reiche Schätze noch ungehoben schlummern. Unsere Völker führen uns in das albanische Innenland, und zwar nach Ueskub, der am Wardar gelegenen Hauptstadt der Nordalbanien. Ueskub ist eine echte, stark besiedelte, schöngebaute türkische Stadt, deren Handel mit Serben und Bulgarien von Jahr zu Jahr wächst. Die Lage der Stadt ist eine selten schöne: am Fuße des schneebedeckten Ujabelu baut es, hinaufschauend auf die reichbebaute Wardaralebene, seine weißen Häuschen, seine grünen Gärten, seine glänzenden Moscheekuppeln und seine spitzen Minarettürme auf. Wie es in den Straßen der Stadt anschaut, zeigt eines unserer Völker. Ein anderes gibt eine Marktzeile wieder, die sich in der Nähe der Regierungsgebäude und der Kasernen abspielt, moderner Backsteinbauten, die nicht mit den üblichen türkischen Lehmziegelbauten zu tun haben. Das dritte Bild zeigt zwei Dorfalbaner, die nach Erledigung der Marktgeschäfte, ihrem Heimatsort zu trotten; der eine hat es sich auf einem Grauschimmel bequem gemacht, der andere mahlt mit seinen plumpen Opanten den feinen, gelben Staub der Wardarebene. —

Der Thunfischfang an der istrischen Küste ist außerordentlich charakteristisch für die Art, in der der Istrianer auf die Fischjagd geht. Dr. Julius Glay kommt in seiner Monographie über Abbazia auch auf dieses Thema zu sprechen; er führt dabei aus: „Die originellste und interessanteste Art des Thunfischfanges unserer Gegend ist und bleibt jedoch der Thunfischfang, wie man ihn beim Steinbruche in Prekusa nächst Bolosca und in Buccari mit Eintritt der wärmeren Jahreszeit — oft schon im Monat März — beobachten kann. Man pflegt bei diesem Fischfange folgendermaßen zu Werke zu gehen: es wird vorerst ein ziemlich großes, etwa 150—200 Meter langes und je nach der Tiefe des Meeres hohes Strandnetz so aufgestellt, daß es mit der Küste parallel läuft, das eine Ende jedoch im Winkel abgebogen am Lande befestigt wird. Dadurch entsteht eine entsprechend lange und breite Sackgasse, die am anderen Ende ein Netz in Form eines gefalteten Beutels besitzt, welches vom Ufer aus vermittelt eines Taues gezogen werden kann, wodurch die eben beschriebene Sackgasse abgeschlossen wird. In der Nähe dieses Netzes ist schräg über die Wasserfläche geneigt



Markt in Ueskub.

Dhre nur mit einem leisen Ton bemerkbar wird. Wie ein Atemholen ist es. Ein Atemholen der Unendlichkeit, die nichts von Stürmen und schäumenden, brüllenden Wassern weiß. Das Atemholen eines sorglosen Schlafers, den keine bösen Träume quälen. Klid-klad, klid-klad — ganz regelmäßig. Stundenlang. Tag und Nacht zuweilen. Gegen Abend erlischt das goldhelle Grün. Von Osten drängt das Dunkelgrün heran. Mit dem Licht und der Färbung des Himmels wandelt sich die Färbung des Wassers. Die Sterne kommen herauf. Der Mond zeigt seine Sichel. Schmale Lichtstreifen fallen auf eine tiefblaue Flut. Sinken am Horizont stehen unbeweglich in einer Reihe die Fischerboote: dunkle Flecke mit emporstrebendem Mast. Nichts kündigt uns hier das



Straße in Ueskub.

eine mächtige Leiter — die Tonara — aufgestellt, welche auf der Höhe mit einem kleinen Sitzgerüst für den Wächterposten, die sogenannte Spia, versehen ist. Sobald der Wächter das Herannahen eines Thunfischzuges bemerkt, verständigt er seine Gefährten, welche sowohl den in das Netz eingedrungenen Schwarm durch Steinwürfe am Rückzuge hindern, als auch etwaige Nachzügler noch hineintreiben und schließlich den vorhangartigen Teil des Netzes ziehen. Endlich wird die ganze Beute aus Land gebracht und dort mit Steinen, Knütteln und Messern getötet. —

Nachdruck des Inhalts verboten!